

war ein Jahr vergangen, und an dem Tag, an dem David Drennen seinem bisherigen Leben den Rücken kehrte, um einer unbekannteren Zukunft entgegenzugehen, brachten die Zeitungen das letzte Wort in dieser Affäre. Er las es im Eisenbahnzug und wunderte sich selbst über die innere Ruhe, mit der es aufnahm. Ein Nachbar, der ihm über die Schulter geblickt hatte, machte einige oberflächliche Bemerkungen über die Nachricht, Drennen antwortete nicht. Er sah im Geist das Bild vor sich, das den Abschluß der Tragödie bildete: den mächtigen Körper seines Vaters in der Pariser Morgue, das ehrlöse Grab auf dem Selbstmörderfriedhof.

«Und kein einziges Mal hat er mir geschrieben,» murmelte er vor sich hin.

Das war ein Irrtum, was er allerdings erst Monate später erfuhr, wo ihm durch die Polizei der kurze Brief eingehändigt wurde. Seine Züge waren hart, wie auch sein Herz hart geworden war, als er die Zeilen las, die John Harper Drennen vor seinem Ende geschrieben hatte. Sie standen verwischt und schwer leserlich auf einem Blatt Papier, das sich bei dem Tode fand, nachdem man ihn aus der Seine gezogen hatte.

«Lieber Davy,» lauteten die Worte, «eines Tages wirst du mir vielleicht verzeihen. Gott hat mir ein schweres Los zuteil, mein Junge. Sei ein Mann, Davy, wenn nicht um meinetwillen, so um des Andenkens deiner Mutter willen.»

Vor einem Jahr noch hätte Dave Drennen das Gesicht in den Händen begraben, über diesen Brief geweint; heute lacht er nur darüber. Es war zum erstenmal das Lachen, das die Menschen später Dave Drennens Lachen nannten, ein hohnvolles Grinsen, zugleich wie ein Fluch und ein Schlag ins Gesicht.

Der schwerste Schlag, den das Schicksal ihm versetzen konnte, hatte ihn erbarmungslos getroffen. Doch noch andere, grausame, Schicksalsschläge standen ihm bevor, unter deren Wucht die Seele des Mannes geformt und gehärtet wurde wie ein Stück Eisen unter dem Schmiedehammer. Die Charakterzüge, die sich während des letzten Jahres in ihm ausgeprägt hatten, erfuhren eine weitere Veränderung: die stählerne Spannkraft, mit der er dem Schicksal Trotz bot, verwandelte sich in messerscharfe, schneidende Bosheit.

Auf daß das Schicksal sein Werk gründlich tun könne, blieb noch ein Funken guten Glaubens in ihm zurück, der später durch die Freundschaft für einen Mann wieder angefacht wurde und noch einmal die alte Großherzigkeit seiner Seele aufflammen ließ. Diesen Mann traf er hoch im Norden, im Lande Yukon, das Menschen anzog, denen das Leben, ähnlich wie ihm, übel mitgespielt hatte. Drennen, der sein Leben unbedenklich haufs Spiel setzte, hatte das große Los gezogen und war auf Gold gestoßen; er vertraute seinem neuen Freund und dieser belog, betrog und beraubte ihn. Solche und andere Erfahrungen kamen noch mehrere über ihn und damit Jahre der Armut und Not, aus denen endlich der Dave Drennen hervorging, der mit Kootanie George Händel suchte; er lebte wie ein von der Herde abgesonderter Wolf, der allein jagt, allein seine Nahrung nimmt, allein sein Lager aufsucht, sein Herz war von Haß, Bitterkeit und Mißtrauen erfüllt. Er kam dahin, nichts als Roheit von der Welt zu erwarten, die ein um das andere Mal auf ihn losschlug. Doch er biß die Zähne zusammen und schlug kräftig zurück, von Tag zu Tag erbitterter und entschlossener. Lange, bevor er Yukon den Rücken kehrte und mit leeren Händen und leerem Herzen in die nördlichen Wälder zog, hatten ihn die Menschen schon den Pech-Drennen genannt. Und als wäre sein Mißgeschick eine böse, ansteckende Krankheit, mieden sie ihn ebenso ausnahmslos, wie er ihnen auswich.

Man kannte ihn in Wild-Cat, das zwei Wochen harter Wanderschaft auf unwegsamem Pfaden von MacLeods Settlement trennten; man kannte ihn in Moosejaw, das 250 Meilen im Westen des Settlements lag; wo immer sich das Gerücht von Goldfunden verbreitete, da kannte man ihn, der gewöhnlich in aller Stille mit dem ersten Häuflein hartnäckiger, verwegener Goldsucher eintraf. Wenn man auch sein Kommen und Gehen beobachtete u. ihm allenthalben neugierige Blicke folgten, so hatte man es doch aufgegeben, ihm kameradschaftlich die Hand entgegenzustrecken. Dann und wann bewegte er sich wohl unter seinen Mitmenschen, wie es nicht zu vermeiden war, aber er hielt sich jeder Annäherung fern, sand eigensinnig abseits, bot auch in Zeiten der Not niemandem seine Hilfe an und geriet in lo-

dernden Zorn, die wenigen Male, die ihm die Menschen Sympathie und Hilfsbereitschaft zeigten.

Der Aberglaube, das verschämte Stiefkind im Hause der Zivilisation, reckt sich in der Wildnis trotzig empor. Er entstammt der weltfernen Einsamkeit, ist ein wahres Kind der verschwiegenen, entlegenen Gegenden. Dort, wo nur wenige Menschen, von der Hand des Zufalls weit verstreut in der zerklüfteten Welt der fast unzugänglichen Bergriesen hausen, ist der Aberglaube nicht mehr eine nebensächliche Erscheinung, sondern ein wesentlicher Faktor des menschlichen Lebens und Schicksals. Und hier runzelten die Menschen schon seit langem mühselig die Stirn, wenn ihre forschenden Blicke die große, hagere Gestalt Dave Drennens unter den Vorläufern eines Ansturmes auf neue Goldfelder entdeckten; er hatte kein Glück und alle, die ihm nahe kamen, waren dazu verurteilt, sein Mißgeschick zu teilen; das Gold, das ihnen schon aus einem Erdsplatt entgegenblinkte, entschwand ihren Blicken für immer, sobald nur sein Schatten darauf gefallen war.

In vielen Belangen glich er allmählich mehr einem wilden Tier als einem Menschen. Er war mit der menschlichen Horde ausgezogen, hatte sich rings von Selbstsucht, Neid und Betrug umgeben gesehen und war dahingelangt, in diesen Eigenschaften die wesentlichen Charakterzüge der menschlichen Rasse zu erblicken. Selbst jetzt, wo er unter seiner Wunde litt, sah er in der schüchternen Hilfsbereitschaft seiner Mitmenschen nur die Maske, hinter der sie ihre Habgier verbargen, und verhielt sich weniger wie ein kranker Mensch als wie ein verwundeter Wolf. Ein angeschossener Wolf hätte sich in seine Höhle verkrochen, seine Wund rein geleckt und abgewartet, bis sie verheilt war; er hätte jedem Eindringling knurrend die Zähne gezeigt, wohl wissend, was er von seinen Artgenossen zu erwarten hatte, wenn sie einem verwundeten Bruder über den Weg kamen. So auch Drennen.

9.

«Es lebe das Mädcl, das ich heute küssen werde.»

An diesem Nachmittag befand er sich in einer sonderbaren Stimmung. Vielleicht, da Stimmungen ansteckend sind, hatte ihn das Mädchen Ygerne damit angesteckt. Innerlich sich selbst verspottend, überließ er sich der Stimmung des Augenblicks. Er spürte seine Weltverachtung mit einem schalen Geschmack im Munde; düstere Melancholie regte die Schwingen und drohte seine Gedanken zu lähmen. Um ihr zu entgehen, wollte er eine Stunde in der Gesellschaft des Mädchens verbringen, von der er sich noch andere Unterhaltung versprach, außer dem Aerger, den er Lemarc und Sefton dadurch antat. Er hatte nur einen sehnlichen Wunsch: wieder gesund sein und diesmal auf die richtige Fährt ausziehen zu können, an deren Ende er das Gold wußte. Aber da er sich die Erfüllung dieses großen Wunsches versagen mußte, begnügte er sich mit der Erfüllung einer kleinen Laune.

Er rasierte sich und stellte mit grimmigem Behagen fest, mit welcher Verachtung ihm sein hohlwangiges Spiegelbild entgegenblickte. Seine Augen musterten ihn spöttisch wie die eines fremden Mannes. Dann ging er zu Père Marquette. Er betrat den Laden, ohne sich um die drei oder vier dort Anwesenden zu kümmern, gab seine Wünsche bekannt, schüttete die Goldbrocken auf den Tisch



KAEMMERER

DORF INSENBORN